

KALONYMOS

Hermann Cohen in Breslau

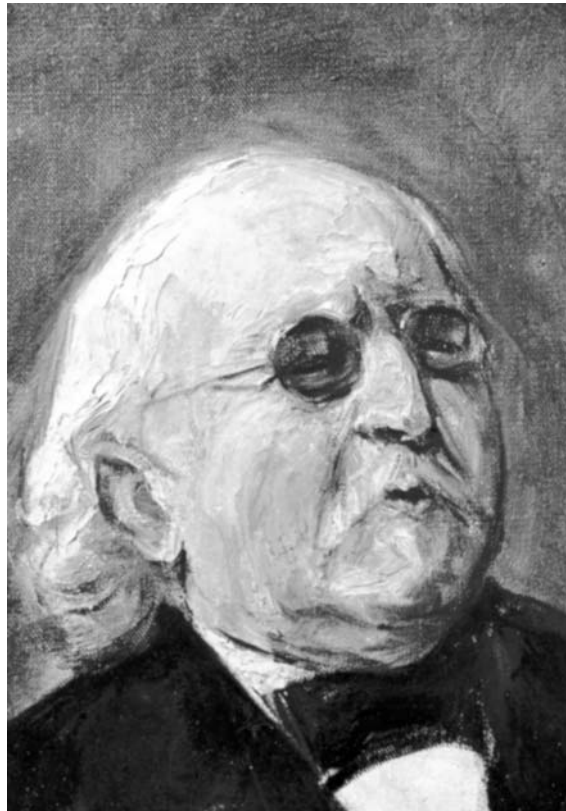
Auf dem Weg zur *Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums*

Ryszard Rózanowski

Hermann Cohen begann seine Schulausbildung im Fürstentum Anhalt-Bernburg, in seiner Heimat Coswig. Als er dreieinhalb Jahre alt war, erteilte ihm sein Vater Gerson Cohen, Kantor und Lehrer, den ersten Unterricht in der hebräischen Sprache. Die Mutter, Frederike, arbeitete ihr ganzes Leben lang unermüdlich und stolz als Modistin, um dem Sohn die Selbstständigkeit auf dem langen Weg zur akademischen Welt zu sichern. „Mein Sohn, Du bist kein Schlemihl!“ wiederholte sie häufig die Maxime, an die Cohen sich später mehrfach erinnerte.

Cohens Vater als Lehrer

Im Jahre 1853 verließ Cohen Coswig und begann die Ausbildung in der Herzoglichen Franzschule in Dessau. Er kam dort mit dem reformierten Lehrsystem in Berührung, bei dem das Gewicht nicht nur auf die religiöse, sondern auch auf die weltliche Erziehung gelegt wurde. Für den Unterricht in *Talmud* und in der jüdischen Philosophie sorgte sein Vater, der ihn an jedem Sonntag besuchte. Beide widmeten sich eifrig der Lektüre von Werken, die später ein wesentliches Element der „Quellen des Judentums“ bilden sollten – vor allem *Herzenspflichten* von Bachja ibn Pakuda wie auch *More Ne-wuchim* von Maimonides. Ihr gemeinsames Lernen bestand auch später fort, und die Begeisterung Gerson Cohens für das Judentum, die auf exakter wissenschaftlicher Forschung gründete, begleitete auch den Sohn sein ganzes Leben lang. Gerade sein Vater war wahrscheinlich derjenige, der – um Hermann die auf der jüdischen Tradition gegründete Ausbildung zu sichern – ihn dazu bewegte, die Lehre im Theologischen Seminar fortzusetzen. Nach seinem



Hermann Cohen (1842–1918)
Max Liebermann 1913,
Öl auf Leinwand, Ausschnitt

Tod, im Jahre 1879, gestand Cohen, dass das, „was ich moralisch bin und noch zu werden strebe, ich diesem meinem Erzieher verdanke“. Auf dem jüdischen Friedhof in Marburg machen die in die Grabtafel eingravierten vier Worte die Summe ihres gegenseitigen Verhältnisses aus: „mein Vater, *awi*, mein Lehrer, *mori*, mein Meister, *rabbi*, mein Freund, mein Geliebter, *ahwi*“ (s. Kalonymos 2018/1, S. 1-9, 10-12).

Umzug nach Breslau

Die Details der Reise Cohens nach Breslau sind nicht näher bekannt. Sicherlich sah sie aber anders aus als die Ankunft des vierzehnjährigen Moses Mendelssohns im Jahre 1743 in Berlin. Dieser wanderte ein paar Tage lang mit seinen wenigen Habseligkeiten in einem Beutel auf dem missgebildeten Rücken aus seiner Heimatstadt Dessau, um – nach der obligatorischen Registrierung und dem Verhör – das Rosenthaler Tor endlich zu durchschreiten; das einzige Tor, durch welches die Juden und das Vieh in die Stadt eingelassen wurden. Cohen, der auf seinem Weg nach Breslau auch Dessau verlassen hatte, trat dagegen in eine ganz andere Welt ein. Der Schriftsteller und Pädagoge Friedrich Körner entwirft genau im Jahr der Ankunft Cohens in Breslau ein Bildnis der Stadt – eine umgekehrte Version Berlins, wie sie der vierzehnjährige Mendelssohn erlebte:

„Wir betreten die innere Stadt, in welcher enge, krumme Straßen, schmale hohe Bürgerhäuser mit modernen Prachtgebäuden oder alterthümlichen Häusern wechseln. Diese Mischung verleiht der Stadt ihren Reiz. Doch siehe! Wir stehen schon am großen Ring, dem Hauptplatze Breslau's, an einem regelmäßigen Viereck. Im Osten auf der grünen Röhrseite, wo Bude neben Bude steht, erhebt sich das mittelalterliche Rathhaus [...]. Reich geschmückte Giebelwände und Erker bilden die schmalen Seiten, vorspringende viereckige Türmchen verschönern die Langseiten. An der Westseite des Ringes, auf dem Paradeplatz, befindet sich jetzt hauptsächlich der Wollmarkt. Wo vordem Ritter turnierten, da liegen heute Wollball[en] aufgeschichtet, da wandern Ökonomen zwischen ihren Wagen, da notieren Großhändler ihre Käufe, da feilschen Engländer, Russen, Hanseaten, Polen, Amerikaner. [...] Erst wenn man in die Hauptstraßen der Altstadt eintritt, dort das bunte Volksgetümmel und die großartigen Gebäude betrachtet: erst dann bemerkt man, daß man in der dritten Residenzstadt Preußens weilt [...]. Wir bemerken überall reges Leben. Polnische Juden, deutsche Commis, Fuhrleute, galizische Großhändler, wendische Bauern, Soldaten, Studenten, Bauernfrauen, Packträger und Börsenspeculanten, Professoren, Offiziere und neugierige Schulknaben wandern ihres Weges dahin. Polnisch und Deutsch, plattdeutsch und schlesisch klingt es durcheinander, denn hier ist gewissermaßen das Rendezvous der Slaven und Deutschen des ganzen östlichen Mitteldeutschlands“.

In derselben Zeit betonte ein Reisender aus Bremen diese Offenheit, Vielfalt und Vielfarbigkeit Breslaus: „Die Stadt [...] ist weder dunkel wie eine mittelalterliche Burg noch kalt – ohne charakteristische Züge – wie eine moderne Stadt. Diese Mischung, diese Vielfältigkeit sind besonders attraktiv“.

Cohen musste sich in diesem lokalen Kaleidoskop frei fühlen. Die Stadt, die im Jahr 1816 als Hauptstadt der schlesischen Provinz offiziell anerkannt wurde, erfuhr um die Mitte des Jahrhunderts die stärkste Belegung. Die inneren Verhältnisse, die in der Zeit der Revolutionen 1848/1849 gespannt waren, wurden durch die vom König im Jahr 1850 genehmigte demokratisch-liberale Verfassung geregelt. Dank der weitgehenden Territorial- und Modernisierungsänderungen, der sich dynamisch entwickelnden Vorstädte, der industriellen Betriebe und Fabriken, der Bank-, Einkaufs- und großen Mietshäuser, der gepflasterten Straßen, der neuen Brücken, die die Ufer der Oder und Ohlaus zusammenhefteten, dank der eisernen Wasserleitungen, die die alten hölzernen ersetzten, dank der Gasbeleuchtung, des Stadttheaters und des Zwinger-Saals, in dem einst Chopin Konzerte gab, dank der Gemäldegalerie und des Schlesischen Altertums-museums sowie der zahlreichen Bahnhöfe wurden der Stadt „Züge einer vielschichtigen, kosmopolitischen Metropole“ verliehen. Inwieweit und auf welche Art und Weise zog der junge Cohen Nutzen aus dieser Pracht? Sicherlich saugte er ihre religiös vielfältige Atmosphäre in sich auf – der Antisemitismus machte sich erst viel später, in den 70er-Jahren bemerkbar.

In Breslau existierten fünf Bekenntnisse nebeneinander: das evangelische, lutherische, calvinistische, katholische und jüdische, was zweifelsohne eine Quelle der intellektuellen Gärung war. „Dem Anschein nach war diese Koexistenz friedlich, tolerant und von gegenseitigem Verständnis geprägt; hinter dieser Fassade lauerte jedoch der scharfe Konflikt und die Rivalität um die Seelenherrschaft“. Eine vereinigende Rolle, die die Unterschiede aufhob, erfüllte die im Jahr 1811 gegründete Universität, mit zwei separaten theologischen Fakultäten – der katholischen, die vom Jesuitenkolleg geerbt wurde, und der protestantischen, die man aus der Viadrina importierte. Als Cohen nach Breslau kam, war bereits ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung in der preußischen Aufklärungsbewegung engagiert.

Das Streben nach Bildung der jungen Generation unterlag einem schnellen Wandel.

„Die 2. Hälfte des 19. Jh. war [...] durch die starke Strebung der jüdischen Jugend nach Erwerbung der Mittel-, später auch Hochschulausbildung gekennzeichnet. Sowohl in den Breslauer Mittelschulen, als auch an manchen Universitätsfakultäten [...] war ein hoher Prozentsatz der Schüler und Studenten jüdischer Abstammung. [...] Den jungen Leuten wurde die Gelegenheit der Selbstverwirklichung geboten, sowohl auf dem Gebiet ihrer Religion, als auch im öffentlichen Leben Deutschlands“.

Dieser Prozess ebnete den Weg auch für Cohen und verlieh seinen persönlichen Entscheidungen und der weiteren Ausbildung einen „exakten materiellen“ Charakter.

Die Situation der Juden in Breslau war nicht schlecht zu jener Zeit. Ihre Geschichte, „eine enorme Sequenz“, war gleichzeitig biographisch, ökonomisch, technisch, politisch, theoretisch und poetisch. Die Juden wohnten in der Hauptstadt Schlesiens seit dem 12. Jahrhundert, mit einer zwei Jahrhunderte andauernden Unterbrechung seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, als das vom tschechischen König Ladislaus genehmigte Gesetz *Ius Iudaeos non tolerandis* in der Stadt galt. Die „Allergnädigste Deklaration“ von Friedrich II. aus dem Jahre 1774, die den zwölf jüdischen Familien erlaubte, einen ständigen Wohnsitz in der Stadt aufzuschlagen, ging mit der offiziellen Wiederanerkennung der jüdischen Gemeinde einher. Im Jahr 1812 verlieh Preußen den Juden die gleichen Rechte kraft des königlichen Emanzipationsedikts, was zum schnellen Wachstum der Zahl der jüdischen Bevölkerung in der Stadt führte (trotz der späteren einschränkenden Verordnungen). Im 19. Jahrhundert waren die Juden die zweitgrößte ethnische Minderheit im preußischen Breslau. Damals befand sich die Stadt in einem Industrialisierungsprozess; ein Teil der jüdischen Bevölkerung stieg schnell zur gebildeten mittleren Klasse auf – Bankherren, Kaufleute, Unternehmer und Fabrikanten, die die eleganten Häuser im Biedermeier-Stil um den Tauentzienplatz oder in der Schweidnitzer Vorstadt bewohnten. „Über die Rolle der Juden im Leben von Breslau des 19. Jahrhunderts entschieden [...] große Errungenschaften in der Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur; es entschied eine starke Motivation der Teilnahme an allen Sphären des öffentlichen Lebens“.



Das Jüdisch-Theologische Seminar in Breslau

Die Entwicklung der Wissenschaft und des Schulwesens begünstigte die reformatorischen Bewegungen und die Assimilationsbestrebungen. Alle intellektuellen Strömungen, die durch die jüdische Bevölkerung in Breslau schneller angenommen wurden als irgendwo sonst in Deutschland, zeichneten sich vor allem dadurch aus, dass alle Lebenssphären der Kraft der Vernunft untergeordnet wurden. Die Lehre von der universellen Vernunftreligion widersetzte sich der Privilegierung nur einer Nation aufgrund der göttlichen Offenbarung. Diese Kritik hatte eine praktische Bedeutung, denn die Bewegung, von der sie abgeleitet wurde, war der natürliche Bundesgenosse im Kampf um die Emanzipation. Das reformierte Judentum, das auch den Gedankenrahmen Cohens beeinflusste, stützte sich auf die Arbeiten von Moses Mendelssohn, einer Schlüsselfigur der jüdischen Aufklärung und der Emanzipationsbewegung. Breslau wurde – neben Berlin, Königsberg und Dessau – zum wichtigsten Zentrum der Haskala, auch wenn die Begeisterung, mit welcher die neuen Ideen willkommen geheißen wurden, auf den Widerstand des orthodoxen jüdischen Milieus stieß. In den 30er-Jahren kam es zum Streit zwischen dem Hauptvertreter der Reformbewegung, dem späteren Rabbiner von Berlin und Mitbegründer der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, Abraham Geiger, und dem orthodoxen Rabbiner Salomon Tiktin, was zur Spaltung der Gemeinde in zwei Kultusfraktionen führte. Als das Jüdisch-Theologische Seminar im Jahr 1854 ge-

Franzschule in Dessau
(seit 1849 „Handelsschule“)

PROGRAMM

zur

Eröffnung des jüdisch-theologischen Seminars
zu Breslau

„Fränckel'sche Stiftung“

10. Ab. 5614.
den 10. August 1854.

gründet wurde, war die Einteilung der Juden in reformierte und orthodoxe so festgefahren, dass es zwei separate Gemeinden mit eigenen Rabbinern, Schulen und Synagogen gab.

Das Seminar – die erste Hochschule dieser Art in Europa, die dank der Spenden vom Unternehmer und Philanthropen Jonas Fraenckel entstanden war – sollte Rabbiner und Lehrer im Geiste des „positiv-historischen Judentums“ ausbilden wie auch die von Leopold Zunz in den 20er-Jahren initiierte Bewegung „Wissenschaft des Judentums“ unterstützen. Seinen Sitz hatte es in einem Gebäude in der Wallstraße, das durch die Fraenckel-Stiftung für den Preis von 27 000 Talern gekauft wurde. Immanuel Levy, einer der ersten Kuratoren der Stiftung, schrieb im Jahr 1853 an Joseph Leehmann, den damaligen jüdischen Intellektuellen und Freund Heinrich Heines:

„Nach langem mühevollen Suchen und unter bedeutenden Opfer(n) haben wir gestern für das Seminar ein prachtvolles großes Haus, place de repos genannt, dessen eine Front nach (der) Wallstraße, die andere nach dem schönsten wound point unserer Promenade sieht und von einem herrlichen Garten umschleuen(?) wird, erworben [...]. Das Haus hat nur schöne und große Zimmer, zweifensterige und dreifensterige, 10 Fenster Front, 8 Zimmer und 2 Küchen in jeder Etage, Erdgeschoß und drei Stöcke hoch. Wir wollen im Erdgeschoß nur Lehrzimmer, im ersten Stock Direktorial-Zimmer und Wohnung, im zweiten einen großen Saal, Bibliothek u.s.w., im dritten Stock zwei Lehrer-Wohnungen machen, die obwohl hoch, doch reizende Zimmer haben. Dann bleiben noch vier Zimmer unterm Dach zur Verfügung“.

Die im Gebäude organisierte Bibliothek, deren Löwenanteil die Büchersammlung von einem bekannten Bibliophilen und Judaica-Sammler Leon Vit Savaral ausmachte, wurde mit der Zeit zur größten Fachsammlung von Judaica in Deutschland und einer der bedeutendsten in der Welt. Zum Direktor wurde der Rabbiner aus Dresden, Zacharias Frankel, berufen – ein renommierter Talmudforscher und ein unermüdlicher Verfechter der Idee, das traditionelle Erbe und den Geist der Moderne im Rahmen des Judentums zu verbinden. „Die Energie und die Politik seiner Prinzipien – so hatte Cohen ihn in Erinnerung – wie die strenge Vornehmheit seines Wesens wurden dabei evident. [...] Ein tiefer Ernst und eine innere Würde lag auf diesem schlichten, in stetiges Nachdenken versunkenen Antlitz“. Es ge-

lang Frankel, Heinrich Graetz – den späteren Professor der Universität und Autor des monumentalen Werks des historischen Schrifttums des 19. Jahrhunderts, der elfbändigen *Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart* – wie auch den bekannten Philologen Jacob Bernays für die Zusammenarbeit zu gewinnen. Am 10. August 1854 begann das Seminar sein Wirken. Mit 18 Studenten und 3 Lehrern begann der Unterricht. Nach vier Jahren verdoppelte sich die Anzahl der Studenten, und das Seminar wurde zu einem der wichtigsten Zentren der Mosaismus-Lehre in der Welt. Cohen bezeichnete es nach vielen Jahren als „die vornehmste Bildungsstätte [seiner] Jugend“.

Was lernte der künftige Autor der *Religion der Vernunft* dort? Das Programm der Abteilung für die Ausbildung der Rabbiner umfasste Folgendes:

„Bibel in der Ursprache, biblische Exegese, hebräische und aramäische Sprache, Talmudstudien, Glaubens- und Pflichtenlehre, jüdische Literaturgeschichte, verbunden mit Geschichte der Juden, Pädagogik und Katechetik, Religionsphilosophie und Ethik nach jüdischen Quellen, Homiletik und Geist des mosaisch-talmudischen Kriminal- und Zivilrechts mit besonderer Hervorhebung des mosaisch-talmudischen Eherechts“.

Eine besondere Position in der Lehranstalt bekleidete die Religionsphilosophie. Dass man hier das Unterrichtsfach Midrasch einführt, zeugt davon, dass Philosophie hier anders behandelt wurde als in der deutschen Gedankentradition, die sie in engen Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Weltanschauung brachte. Der Begriff der „Wissenschaft“ (im Kontext der im Seminar geförderten „Wissenschaft des Judentums“) wurde also breiter verstanden als nur „Wissenschaft und empirische Forschung“. Es handelte sich um ein modernes, wissenschaftliches Verhältnis zum jüdischen Erbe, zur Liturgie, Literatur, Musik, Dichtung, Philosophie und den Naturwissenschaften. Deshalb erlegte man den Schülern auch die Verpflichtung auf, sich auf die künftigen Studien an der Universität im Bereich von Geschichte, Philologie, Philosophie und Orientalistik vorzubereiten.

Zur Zeit der Eröffnung des Seminars machten Frankel, Graetz und Bernays den etatmäßigen Lehrkörper aus, aber die Zahl der Lehrer wuchs schnell an: Benedict Zuckermann – der bekannte Mathematiker und Naturwissenschaftler, Manuel Joël – die hervorragende Autorität im Bereich der



Hermann Cohen,
Plakette von Leo Horovitz

jüdischen Religionsphilosophie (s. Kalonymos 2019/3, S. 4-8), und etwas später David Rosin, Leser Lazarus, Jacob Guttmann, Saul Horovitz, David Kaufmann und die Seminarabsolventen Marcus Brann, Israel Loewy und Jacob Freudenthal. In einer kurzen, persönlichen, anlässlich des 50. Jubiläums des Seminars verfassten Reminiszenz-Schrift *Ein Gruß der Pietät an das Breslauer Seminar* erinnerte sich Cohen vor allem an Graetz und Frankel:

„Ich will Cohen aus Dessau hören«, pflegte Frankel zu sagen, wenn er zur Inspektion der Talmudklasse bei Graetz eintrat, von dem er wußte, daß er keine besondere Sympathie für mich hatte. Nicht daß er mir irgendwann irgendwie ein Unrecht oder eine Kränkung zugefügt hätte; aber heute darf ich es ja wohl sagen, es regte sich in mir schon in diesen jungen Jahren eine Art von historischem Bewußtsein, und dieses harmonierte nicht immer mit der scharfen, kantigen Persönlichkeit dieses großen Forschers, die es daher bei der täglichen Berührung des Unterrichts nicht verschmähen mochte, den Kleinen, der ohne hervorstechende Gaben doch in der Gesinnung eine Selbständigkeit erkennen ließ, bisweilen unmutig abzustoßen“.

Cohen schätzte die Objektivität und die Sachlichkeit der Vorlesungen Frankels, den – wie er schrieb – „die Krankheit des Ich, die Eitelkeit“ nicht anfechten konnte. Graetz dagegen hatte nicht diese imposante Sachlichkeit, aber doch „erhöhte er unser geistiges Niveau durch seine interessante und lebensvolle Charakteristik der Männer unserer Literatur“. Cohen führte auch Joël (nicht ohne gewisse Ironie) an – „wirklich eine philosophische Natur“ – von dem man sagte, dass „er immer nur gute Aufsätze, aber nur Aufsätze schreiben werde“, wie auch Zuckermann, dessen „gütiges, frommes, vornehmes Wesen in der zartesten Lage zur Erscheinung kam, da er das monatliche Stipendium austeilte“. Über Bernays schrieb er:

„so will ich auch von [...] Jakob Bernays nicht minder gestehen, daß ich seiner Gunst und Anerkennung nicht teilhaft geworden bin. Rührend war es mir, als ich 1873, nachdem die erste Auflage von »Kants Theorie der Erfahrung« seit zwei Jahren erschienen und ich soeben zur Habilitation in Marburg angenommen worden war, in Norderney mit Frankel zusammentraf, dieser in seinem unveränderten Wohlwollen mir sagte: »Wenn Bernays Sie besser behandelt hätte, wären Sie doch vielleicht bei uns geblieben«“.

Charakteristisch für die im Seminar gesammelten Gelehrten war ein breites Wissen, das mit einem ungemeinen Fleiß einherging. „Daher leisteten – betonte Cohen – diese großen Kapazitäten eine große Produktivität. Und nur wenn der Schüler sieht, daß der Lehrer nicht nur pünktlich und gewissenhaft mit dem Glockenschlage zur Stelle ist und sein Pensum tüchtig vorbereitet hat, sondern daß er sein Katheder in die weite Öffentlichkeit zu verpflanzen bestrebt ist, nur dann wird der Schüler mehr als ein lernender, vielmehr ein Lehrer-Schüler. Dieses Ideal wurde uns durch diese Lehrer lebendig gemacht“. Die Erzieher waren dafür fern von der „unpolitischen Weltfluchtstimmung“, wie auch von der „Schwärmerei des Fanatismus“; es herrschten unter ihnen „Fröhlichkeit und literarische Vielseitigkeit und Humor“. Cohen erinnert sich weiter:

„Wir kämpften um einen Platz bei der Trebelli und gingen freudetrunken Heim an unsere schweren Folianten, weil ein Teil der Nacht noch zur Vorbereitung für die Talmudlektion benutzt werden mußte. Und wir begnügten uns nicht mit den Schulschriftstellern, sondern wir las(s)en in einem Kränzchen die Anakreontiker; und ich erinnere mich eines 17. Tamus-Nachmittags, an dem ich Gervinus über Hamlet vom ersten bis zum letzten Worte, natürlich fastend, vorlas“.

Diese Worte zeugen nicht nur von dem Wissensdurst, der unter den Schülern herrschte, von dem Enthusiasmus, der ihnen durch die Lehrer eingepflanzt wurde, sondern auch von der sie auszeichnenden, ungewungenen Frömmigkeit.

Studium an der Universität Breslau

Gerade hier, an dieser Stelle, muss man das in der Biographie Cohens besondere Ereignis vermerken, das eine Unterbrechung und eine Fortsetzung zugleich ist – ein Ereignis, das in ihm selbst und gleichzeitig außerhalb seiner passierte; das individuelle und allgemeine, das mit dem Schicksal vieler Juden in Breslau und in den anderen Universitätsstädten Deutschlands geteilte. Am 29. Oktober 1861 begann Cohen – ohne noch das Abitur zu haben – Studien an der Universität. Das Seminar alleine genügte ihm nicht. Es genügte ihm nicht das Judentum alleine, auch wenn das von ihm angefangene Spiel keinen Agonie-Charakter hatte. Er berücksichtigte dabei eine andere Sprache, ohne die bisherige aufzugeben. Das vorzeitige Verlassen der jüdischen Lehran-

stalt war für ihn keine „Desertion“. Obwohl nur wenige aus seiner damaligen Umgebung den späteren Religionsphilosophen in ihm sahen, war der von Samson Raphael Hirsch gegen Frankel provozierte Streit um die Tradition für seine Entscheidung, die die nächsten Jahre bestimmte, nicht ohne Bedeutung. Indem Hirsch behauptete, dass gerade Juden, und nicht das Judentum, die Reform brauchten, sprach er sich für das strikte Einhalten aller Aspekte der Religion der Vorfahren aus. Das wortwörtliche, scheinbare Behandeln der großen, göttlichen Ideen fiel Cohen, ähnlich wie Frankel, unangenehm auf. Er war der Meinung, dass der unvergängliche Wert des Judentums darauf beruhe, dass man es in den historischen Formen, die entstehen und vergehen, nicht festhalten könne; dass gerade die Ideen die Quelle seiner Macht, seines dauerhaften Wertes und seines unerschöpflichen Reichtums bilden. Er wandte sich in die Richtung der weltlichen Wissenschaft. An der neuen *Alma Mater* nahm er an den Vorlesungen zur Philosophie und klassischen Philologie teil – er hörte u.a. Vorlesungen des damaligen Rektors Christlieb Julius Braniss, der ein Anhänger Schleiermachers und Hegels war. Im Jahre 1863 trug er seinen ersten akademischen Erfolg davon – er bekam den Preis der philosophischen Fakultät für seine Arbeit über die Psychologie Platons und Aristoteles. Seine Prüfer betonten die gründlichen Kenntnisse der Quellen wie auch die philosophische Veranlagung des Autors, der nach der Darstellung „des wahren Wertes der Aristotelischen Psychologie in der spezialisierten Fortführung des Platonischen Gedankens, auch daher, aller erschienenen Lehrverschiedenheit ungeachtet, die tiefere speculative Übereinstimmung beider Philosophen hervorhebt“.

Am 10. Oktober 1864 beschloss Cohen seine Ausbildung an der Breslauer Universität. Weitere Studien erforderten, die bisher nicht erfüllte Pflicht nachzuholen – das Bestehen des Abiturs. Deshalb ging der Student einige Wochen früher, am 5. August, extern in die Reifeprüfung im Gymnasium zu St. Matthäus. Besonders glänzende Noten hat er nicht erhalten, was im Widerspruch zur Einschätzung seiner Arbeit an der Universität stand. Als Jude legte er die Prüfung in der Religion nicht ab. Im Examen übersetzte und interpretierte er die 14te Ode des zweiten Buches von Horaz mit Erfolg; schlimmer ging es ihm mit Cicero. Von den Prüfern wurde angemerkt, dass „er [...] über die Denkgesetze eine sichere und klare Auskunft nicht zu ge-

ben vermochte“; entschieden rieten sie ihm also, „an der Ausfüllung der Lücken seines Wissens recht fleißig zu arbeiten“. Er machte sich auf den weiteren Weg – nach Berlin und Halle, und hatte vielleicht den Lieblingsspruch seiner Mutter in Erinnerung: „Mein Sohn, Du bist kein Schlemihl“. Andere Worte – diejenigen, die er zu Beginn seiner Reife im Gymnasium darlegte: die Fragmente der Ode von Horaz – bestärkten ihn in seiner Entscheidung, Breslau auf weiteres zu verlassen: „Entfliehen die Jahre! Frömmigkeit hält umsonst“, „Verlassen musst du Felder und Haus und, ach! [...] die Bäume, die du gepflegt“ (Hor. c. 2,14).

Letztendlich entschlüsseln ihn die Worte, mit denen er seine Erinnerung an den Aufenthalt und an die Lehre im Breslauer Seminar endete. Cohen deckt hier etwas auf, was sich gleichzeitig innerhalb und außerhalb der Schrift befindet: „Die Worte seien nicht eingegraben (*charut*) in die Tafel, sondern Freiheit (*Cherut*) sei in ihnen“. Das Motiv aus der *Mischna* wird auf den Scheideweg gestellt wie ein Wegweiser oder eine Zauberformel. Wie nämlich Rabbi Jehoschua, der Sohn Lewis, sagte:

„Und das heisst: »Die Tafeln sind Gottes Werk und die Schrift ist Gottes Schrift, *Charut* (eingegraben) auf den Tafeln«. Lies nicht »*Charut*« (eingegraben), sondern »*Cherut*« (Freiheit), denn du hast keinen Freieren, als wer sich mit dem Lernen der Tora beschäftigt“.

Gekürzte Fassung. Der vollständige Text, mit einem philosophischen Vorspann zu Cohens Religion der Vernunft sowie einem Anmerkungsapparat, ist online auf der Webseite des STI veröffentlicht (s.u.).

Unser Autor Prof. Dr. Ryszard Rózanowski (ORCID: 0000-0002-8497-3189) habilitierte über Walter Benjamin und publizierte zu Husserl, Nietzsche, Cassirer und Adorno. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Ästhetik, Kunsttheorie und Kunstgeschichte sowie moderne Philosophie, insbesondere des Judentums. Leiter des Instituts für Ästhetik an der philosophischen Fakultät der Universität zu Wrocław.

Mehr zu Hermann Cohen
im Kalonymos Heftarchiv:



<http://www.steinheim-institut.de/kalonymos/q?g=118521411>

Gershom Scholems Poetica ediert und malträtirt

Michael Brocke

Neben der Erforschung der jüdischen Mystik befasste sich Gershom Scholem zeitlebens intensiv mit Literatur, Dichtung und Übersetzungen. Diese Edition zeigt den Religionswissenschaftler erstmals von dieser Seite und gibt umfassend und systematisch Einblick in die Arbeit des Literaten und Übersetzers, des Intellektuellen und Kritikers, indem sie seine Poetica in sechs Abteilungen versammelt und die einzelnen Texte ausführlich kommentiert“ (Klappentexte).

Dies Füllhorn wichtiger wie auch Gelegenheitsarbeiten, privaten wie öffentlichen, unveröffentlichten und längst mehrfach veröffentlichten, schüttet insgesamt 119 Stücke aus, – jede Abteilung mit einer mehrseitigen Einleitung der vier Herausgeber versehen. 72 Texte waren bisher nicht deutsch veröffentlicht, elf davon wurden von Eva-Maria Thimme kompetent aus dem Hebräischen übersetzt; 47 weitere hingegen waren in den Tagebüchern 1913–1923, in den Briefbänden usw. von Suhrkamp bereits veröffentlicht worden, nun also neu gebündelt in dessen Jüdischem Verlag; das zugrundeliegende Forschungsvorhaben wurde gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (01UG1412).

So ist „der literarische Scholem“ arrangiert: I. Klage und Klagelieder (13 Texte). II. Übersetzungen religiöser Texte (9). III. Sprach- und Übersetzungstheoretisches (17). IV. Chaim N. Bialik und Samuel Josef Agnon. Übersetzungen (6). Kritiken (9). V. Literatur und Kritik (15). VI. Gedichte von 1914 bis 1974 (52; manche entbehrlich).

Wir treffen auf den jungzionistischen Polemiker, den Kritiker Bubers und Rosenzweigs, den Freund Walter Benjamins, auf den sich schulenden Übersetzer von Psalmen, des Hohelied, der Klagelieder, von Joel, Jona u. a. Klage-Passagen. Auch mittelalterliche Pijutim, Hymnen. Das füllt 280 Seiten. Wichtiger, bleibender und lesenswert ist bisher deutsch nicht Zugängliches zu Chaim Nachman Bialik und Schmu'el Josef Agnon – mehrere auch längere Übersetzungen von Erzählungen (vier) und Kritiken. Sie machen sechs Jahrzehnte nobler, auch heute erfreulicher Verehrung und Freundschaft mit jenen großen Schriftstellern hebräischer Sprache aus.

Gerhard Gershom Scholem (1897 Berlin – 1982 Jerusalem) bekannt, ja berühmt als Betreiber und Befürworter der Erforschung der Kabbala, des „Sohar“, des Messianismus, des Sabbatai Zvi und des Sabbatianismus – worin seine wissenschaftliche

Bedeutung bleibend besteht; machtbewusster, geradezu gefürchteter Professor der Hebräischen Universität, brillanter Polemiker und Briefschreiber, leidenschaftlicher Bibliophile, der Jahr für Jahr die gelesenen Bücher, die nicht in seine einmalige Bibliothek judaistisch-kabbalistischer Rara und Rarissima Eingang finden sollten, seinen Studenten schenkte.

Öfter schon diskutiert wurden des jungen Scholem bohrende Gedanken zu „Klage“; hier werden die biblischen Klagelieder (Echa, Lamentationes) und Hiobs Klage (Kap. 3) in seinen Übersetzungen gebracht; es sind unterschiedlich beeindruckende Übungen, näher dem Deutschen des 19. Jhdts. als der bibelsprachlichen Moderne eines Torczyner/Tur-Sinai (Jüd. Gemeinde Berlin der 1930er Jahre, fast vergessen) oder gar der „Verdeutschung der Schrift“ von Buber und Rosenzweig. Für sein „Echa“ scheint sich Scholem besonders mit Rabbiner Michael Sachs' Übersetzung in der Zunz'schen Bibel aus den 1830ern als Vorlage und Gegenstück auseinandergesetzt zu haben. Auch Psalmen 1-21, 37, 38, 57 hatten Zunz' Bibel vor Augen, wie ein schneller Vergleich zeigt. Sie setzen sich mal mehr, mal weniger von ihr (wie von Luther) ab. Zuweilen überrascht Eigenständigkeit: Unauffällig beginnt es: „Was ist ein Sterblicher daß du seiner gedenkst, ...“, dann aber: „Und doch hast du ihm (sic) fallen lassen / wenig vom Göttlichen“ – dank des Voraufgegangenen erkennt man Psalm 8,6a (meist etwa: „... ihn um ein wenig niedriger gemacht als Gott“) (182).

Der hebräischen Wortstellung untertan wirkt manches steif, ungenau, prosaisch streng. Bemerkenswert ist ihr Streben nach Assonanz und Alliteration, dem Original entgegenkommend – eine für jüdische Übersetzungen charakteristische Befähigung. Walter Benjamin aber schrieb dem Freund am 30. 3. 1918: „... dasselbe zu sagen wie seinerzeit über die [Übersetzung] des Hohen Liedes. Auch diese Übersetzungen ... haben was ihre Relation zum Deutschen angeht letzten Endes den Charakter von Studien. Es handelt sich bei Ihren Übersetzungen offenbar nicht darum, einen Text für das Deutsche gleichsam zu retten, sondern eher darum ihn regelrecht auf das Deutsche zu beziehen. Sie empfangen in dieser Hinsicht von der deutschen Sprache keine Eingebung.“ Dem zu widersprechen ist nicht leicht; es waren doch tastende Versuche. Was nichts gegen ihre Veröffentlichung sagt.

Scholem hat hier den Namen Gottes, das Tetragramm, seltsamerweise als „Gott“ wiedergegeben, wohl um dem Dilemma „HErr“ / „Ewiger“ auszuweichen. Damit durch „elohim“, „Gott“, in Schwierigkeiten geratend; wo beides nebeneinander steht, setzt er für den Namen „Herr“. Andere Stücke schreiben das Tetragramm, wie nichtjüdisch „wissenschaftlich“ gängig, als „Jahwe“ aus; jugendlich unbekümmertes Experimentieren? Als Datierungshilfe nützlich? Ein Leserbrief in *HaAretz* aus den 1970ern zürnte einem Redner, der Genesis 1,1 wie folgt vortrug: „Bereshit bara' Adonai ...“ (liturgische Aussprache des Namens JHWH) statt korrekt: „... bara' elohim“; für Scholem ein Anlass über die Verflachung der Bildung in Israel zu wettern.

Auf der Feier im Hause Bubers nach vollendeter Verdeutschung der Schrift (1961) lobt Scholem unter den „großartigen Paradoxien“ des Unternehmens, „daß in einer Übersetzung, die die Bibel letzten Endes doch wohl als Wort Gottes übersetzt, der Name Gottes als solcher nicht erscheint. Er wird hineingenommen in die betonte Heraushebung: Ich, Du, und Er, durch die er allein, und freilich höchst deutlich, wenn auch vermittelt wie es uns gebührt, vernehmbar wird.“ (305f.) An anderer Stelle (282) bezeichnet der Kommentar allerdings den oft auf einen Buchstaben, „He“, gekürzten Namen, das Tetragramm, haSchem, als „einen der Namen Gottes“. Es ist Der Name. Nicht „einer der Namen“.

Jene Würdigung Bubers bildet eine der noblen Gesten des gereiften Kritikers, die mit den irenischen, erstmals deutsch übersetzten Essays zu S. J. Agnon und Bialik wie auch Agnons kurzen Erzählungen zum Besten des Schaffens als „homme de lettres“ zählt. Überall zeigt sich der stolze, von der Strahlkraft der Sprache durchdrungene Hebraist. Spiegelbildlich zur Würdigung Bubers 1961 sind erstmals sprühende Seiten vom 23. Dezember 1925 (285f.) zu lesen: Band I der Buber-Rosenzweigschen Verdeutschung, „Im Anfang“, hatte ihn in Jerusalem, wo er seit 1923 lebte, erreicht. Seine Reaktion ist betitelt: „Die neue Genesis, eine Übersetzung“. Nichts hatte er von dem Verdeutschungsvorhaben der beiden gewusst. So verfasst er, überrascht ja geschockt, ein Stakkato von „Wir“ – „Sie“ Gegen-Sätzen: „Wir“, das sind die schweigenden „Abreisenden“, die kleine „Sekte“ derer, die ihre Sprache ans Hebräische, aber aus Liebe, ver-

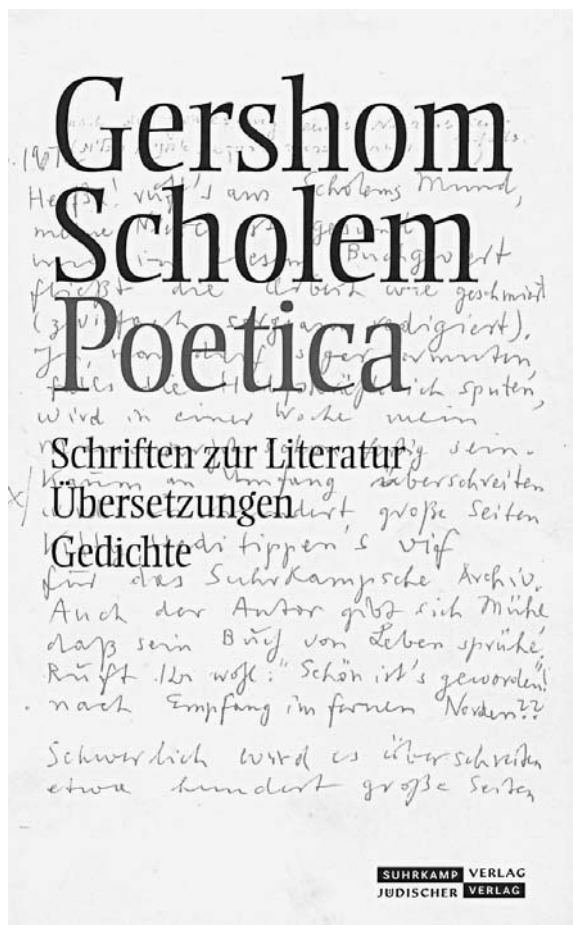
kauft haben, wider „Sie“, jene „Aufbrechenden“, „die nie ankommen werden“, die vielmehr reden wollen. „Philosophen“ beide, die jetzt den „gelungenen Versuch“ machen, „das Hebräische ihrer Sprache zu verkaufen“; und was wird folgen auf das Gelingen ihres Verkaufs, ihres Unternehmens? – Das „Misslingen des unseren“... Halb elegant, halb grob stichelt er, wie kaum anders zu erwarten, gegen „den Sterbenden“. Fasst sich wieder: „Diese Übersetzung wird intensiv leuchten und intensiv dunkel sein.“ Vom raffinierten Titel bis zum gestrichenen Schluß („Der Schauplatz ist grauenvoll“) ist dies eines der emotionalsten, zugleich intellektuell stärksten Notate aus den ersten Jerusalemer Jahren. Überraschung, Zorn, Zwiespalt, Zügelung widerstreitender Gefühle. Die Fähigkeit, getroffenes Ego in andere Ordnungen (ein Lieblingswort) zu transponieren, ist beeindruckend. Unverkennbar, dass der hochzielende Übersetzer niemanden, schon gar nicht jemanden wie Meir Wiener, der sich an der „Lyrik der Kabbala“ (540–587) ver hob, als Übersetzer neben sich zu dulden geneigt war. Der dazu betriebene rhetorische Aufwand ließ aber darauf schließen, dass seit den frühen 20er Jahren Bedeutenderes von ihm zu erwarten war als Übersetzung und Übersetzungskritik.

Editorische Leistung ?

Die 783 Seiten „Poetica“ sind leserfreundlich und ansprechend gedruckt. Wenn sie auch für das Schaffen des genialischen Erforschers von Kabbala und Esoterik kaum von wissenschaftlichem Belang sind, so könnte sich doch der „literarische“ Scholem hier in seinem Schaffens-Spektrum umfassend gewürdigt sehen.

Umfassend gewürdigt? Nein, das lässt sich nicht sagen. Nein, denn er sieht sich vielfach entehrt. Die Edition der Texte selbst sollte, so ist anzunehmen, korrekt sein. Zweifel aber nagen bald: Der hübsche Schutzumschlag lässt ein Gedicht lesen, beschwingt von Hand hingeworfen vor Ablieferung eines Manuskripts: „Kitty, Hedi tippen's vif / für das Suhrkampfsche Archiv“. Wie druckt's das Buch (753): „... tippen's vief“. Passend zu „Archiv“? Aber nein, die Herausgeber können die Handschrift, können das schwungvolle „f“ nicht lesen und verehren ihm ein „e“ hinzu.

Wie erst wird es dem Hebräischen ergehen? Denn Hebräisch wird hier „deutschsprachigen Lesern, die des Hebräischen in der Regel nicht mäch-



☑ Gershom Scholem: Poetica. Schriften zur Literatur. Übersetzungen. Gedichte. Herausgegeben und kommentiert von Herbert Kopp-Oberstebrink, Hannah Markus, Martin Tremel und Sigrid Weigel unter Mitarbeit von Theresia Heuer. Jüdischer Verlag – Suhrkamp Verlag, Berlin 2019. 783 S. . 58 Euro. ISBN 978-3-633-54292-5.

tig sind“ (11), öfters original, transkribiert, übersetzt und kommentiert gezeigt? Die deprimierende Antwort: Auch die Herausgeber sind in der Regel des Hebräischen nicht mächtig, was der Band in sorgloser Selbstsicherheit vorführt.

Selbstverständlich sind die überaus zahlreichen, viel Arbeit kostenden Kommentare vielfach sachlich korrekt. Viele Fachleute werden bedankt. Die Wiedergaben des Hebräischen und Erläuterungen zu Hebraica und Judaica sind jedoch in bestürzendem Ausmaß fehlersatt. Ihre Mängel so zahlreich, dass sie eine Inkompetenz verraten, die sich vor lächerlicher Peinlichkeit nicht scheut. Fehlerfrei ist niemand, Grenzen aber gibt es. Hier wurden sie leichtfertig und fahrlässig immer wieder überstol-

pert. Vier Herausgeber, die es nicht für geboten halten, sich um die philologische Konkretion, das Hebräische Scholems, d.i. sein genuin jüdisches Sein, sorgfältig zu bemühen? Wie wenig hätte es dazu gebraucht ...

Da gibt es die falschen Kommentare wie die genannten oder Unterkomplexes zu: „Sch'ma Jisrael – Höre Israel“: „Ist dem Credo vergleichbar und so eines der wichtigsten jüdischen Gebete.“ (87). Oder die Behauptung, „Baalschem“ sei die Bezeichnung des Zaddik im Chassidismus (576). „Toßaphot“ (Kommentare mittelalterlicher Talmudisten Frankreichs und Aschkenas') werden als Plural von Tosefta apostrophiert – das Werk namens Tosefta ist, wie richtig bemerkt, Sammlung antik-rabbinischer Diskussionen, die nicht in die Mischna Eingang gefunden haben, „Zusatz“ – was an den zu erklärenden Tossafot vorbeigeht (403). Insgesamt sind gut 60 Seiten der Kommentierungen als von Fehlern und groben Mängeln tangiert zu monieren.

Einige Belege müssen genügen. Der Versuchung, alle Schauten und Mängel aufzuführen, sei widerstanden. Häufig sind Fehler, wie sie jemandem, der Hebräisch lernt, leicht unterlaufen. Verdreher.

Und Verehrung Scholems im „Zentrum für Literatur- und Kulturforschung“, gepaart mit dem Nimbus erfahrener Herausgeberschaft, wird fahrig, fahrlässig, wenn seine Hebraizität ins Spiel kommt. „Die neue Genesis, eine Übersetzung“ (287) findet zwar das aramäische Zitat im „Sohar“, verwechselt es und übersetzt anderes, erzeugt Unsinn. Peinlich oder nur lächerlich die Verlesungen zweier Wörter, daraus wird zu „Unreinheit“, „meine Menstruierende“, das eine; das andere, das Verb „einwohnen lassen“ (*schekhina lehaschkin*) wird zu „urinieren“ (*lehaschtin*) verhunzt, auf deutsch aber zivilisiert: „verbreiten die Schechina“ („Klage“, 71ff., dort mehr Unrichtiges).

Ärgerlich, dass ein als so wichtig dargestelltes Thema „Klage“ fatal verfehlt wird, wenn es zur Konkretion kommt. Beklagenswert zeigt sich das an der Behandlung von Übersetzung und Notizen zu drei Kinot des Neunten Aw, Tisch'a b'Aw, der Trauer ob der Zerstörung der beiden Tempel, irdischer Gegenwart Gottes (109–111). Scholems Titel: „Umarbeitung der Bär-Bambergerschen Übersetzung“ wird nicht genutzt, vielmehr ist die Überschrift: „Das Klagelied *Eli Zion weracha* ...“ Scholems Übersetzung beginnt: „Klage, Stadt und Burg

von Zion .. wie ein Weib in ihren Wehen, eine Jungfrau, sackgeürtet ...“. Wie kommt es da zu dem sinnlosen „*weracha*“ der Überschrift und des Kommentars? Als Beginn des Liedes? Denn Scholem schreibt doch: „Reim: – *reha*“. Verlesung von *v'areha* – „ihre Städte“ (Scholem, geschickt: „Stadt und Burg von Zion“). Das ist die letzte Kina von 40 und mehr, stehend wird sie von Vorbeter und Gemeinde gesungen. Zu finden ist sie nicht nur in den Büchlein der „Kinot für den 9. Aw“, sondern auch in vielen Gesamt-Gebetbüchern, dort auch deutsch, die jenem Tag nur wenige Seiten widmen können.

Dann kommen Notizen, aber doch zu einer anderen Kina, einer der 21 des El'asar haKallir (6./7. Jh.) – Scholem seziert ihre Form; sie selbst aber, *Echa atzta b'apcha l'abed b'jad adumim* – alphabetisch-virtuos – wird gar nicht genannt. Dank Scholems Beschreibung findest du sie leicht. Die hebr. Einsprengsel der Strophe um Strophe wiederkehrenden Wendepunkt-Worte verwirren den Leser, denn statt *b'jad* (durch die Hand – von) wird völlig anderes erlesen und übersetzt als „rühren, aufwachen“; und das andere, *u'wkhen* (so nun, und so), das wird zu „er klagt um sie“. Wen schert's.

Schließlich noch eine Frage Scholems zu einer weiteren, dritten kallirischen Dichtung, „*Echa 'eli kokennu m'ejlav ...*“: „Ach, jamm're, (so) klagten die Edlen ...“, auch sie nicht erkannt, da sie ebensowenig aufgesucht wurde wie die beiden zuvor. Ihr eben zitierter Beginn wird nach einer präpotenten Änderung von Scholems Hebräisch „übersetzt“ als: „Mein Gott, ich klage vor dir“!

Diese Kina ist auch inhaltlich ein Meisterwerk. Sie verarbeitet Geschichte und Schicksal des Königs Josia (2 Chronik) per Klage der Großen des Volks von einst, in sinnreichem Zusammenhang mit den 22 Buchstaben des Alphabets und Echa, mit der Zerstörung des Tempels 586 v. d. Z. und der eigenen Situation des Dichters, ja dem Wir aller späteren reumütigen Beter – geradezu genial ist das verwoben. Aber hier und heute ist es unsere Schmach, dass Scholems studentisch-schlichte Notizen in Überhebung und Unfähigkeit getaucht sind. Leben in Berlin keine religiös gebildeten Juden? Hat Berlin keine des Hebräischen mächtigen Judaistinnen? Bibliotheken? Die Misere aber reicht weiter, liegt tiefer.


Buchgestöber

📖 **Jahrbuch für Antisemitismusforschung 28** Stefanie Schüler-Pringorum (Hg.), Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, Metropolis Verlag, Berlin 2019, 384 S. 21 Euro. ISBN 978-3-86331-502-3 Fünf der insgesamt 14 Beiträge behandeln die Aktualität der internationalen Flüchtlingskonferenz von Évian 1938. Wolf Gruner nimmt die Vertreibung der deutschen Juden in den 1930er Jahren mit Bezug auf das Scheitern der Konferenz von Évian in den Blick. Roland Bank, Jurist, sucht die Verbindung zwischen dem Scheitern von Evian, der Genfer Konvention und den Erfordernissen des aktuellen Flüchtlingsschutzes. Teil Zwei ist befasst mit der sogen. intellektuellen Rechten und ihrer Strategie anhand von Leben und Werk des Historikers Rolf P. Sieferle, dessen letzte Bücher von rechtsnationalistischem und antisemitischem Denken durchtränkt sind. – Der dritte Teil bringt Beiträge zu Antisemitismus und Rassismus im Nachkriegsdeutschland; so zur Kontroverse um die Verantwortung für das Schicksal Walter Benjamins zwischen Hannah Arendt und dem Frankfurter Institut für Sozialforschung (im „Mercur“ 1968). Aufschlussreich die Untersuchung zum deutschen Volksbegriff und dessen Verstrickung mit rassistischen Vorstellungen, was sich vor allem bei

den Diskussionen um Einbürgerung, doppelte Staatsbürgerschaft und kommunales Wahlrecht für Ausländer negativ bemerkbar macht. – Abschließend Blicke ins Ausland: nach Norwegen auf eine sehr detailliert aufgeschlüsselte Umfrage bei jüdischen und muslimischen Bürgern nach ihren Einstellungen zueinander. Höchst aktuell: „Das Antisemitismus-Problem von Jeremy Corbyn und der Labour-Partei“. Und zum Schluss die deprimierende Analyse einer vom staatlich-türkischen Fernsehen produzierten Serie („Payitaht-Abdülhamid“), die sämtliche antisemitischen und antizionistischen Lügen, Klischees und Verschwörungstheorien bedient und so dauernden Erfolg genießt – Theodor Herzl als Vernichter des Osmanischen Reichs...

📖 **Saul Friedländer: Erzählen, Erklären. Ein Gespräch** mit Stéphane Bou, aus dem Französischen von Nicolaus Bornhorn, Kampa Verlag, Zürich 2019, 255 S., 24 Euro. ISBN 978-3-311-14014-6 Gespräch mit dem bekannten Historiker und Holocaust-Überlebenden Saul Friedländer, geführt über zwei Jahre (2012–2014): Probleme der Darstellung des Nazismus in historischer sowie künstlerischer Hinsicht in ihrer Abhängigkeit von unterschiedlichen Formen

des Erinnerens. Da Friedländer parallel zu diesem Interview auch an seinen Memoiren („Wohin die Erinnerung führt. Mein Leben“) arbeitete, beeinflussten sich beide Projekte gegenseitig, so dass wissenschaftliche Geschichtsschreibung mit den persönlichen Erfahrungen dieses so bedeutenden Historikers des Holocaust, der die Perspektive der Opfer stets im Blick behält, eng verflochten wird.


 **100 Schmäh- und Drohbriefe an Kurt Eisner 1918/19**, hg. von Frank Jacob und Cornelia Baddack (Kurt Eisner-Studien 6), Metropol Verlag, Berlin 2019, 147 S. 16 Euro. ISBN 978-3-86331-495-8

Politiker und politisch engagierte Menschen sehen sich in den „social media“ mit Hass und mit Morddrohungen überschüttet – wie nie zuvor? Quantitativ dürfte das stimmen. „Qualitativ“ jedoch ist wenig Unterschied festzustellen. Das zeigt das Beispiel von Kurt Eisner (1867–1919). Der Schriftsteller und Journalist war von November 1918 bis zu seiner Ermordung im Februar 1919 der erste Ministerpräsident des Freistaats Bayern. Nicht nur weil er die deutsche Schuld am 1. Weltkrieg anerkannte, sondern v.a. auch, weil er Jude war, erreichten ihn unzählige hasserfüllte Schmähbriefe und Drohungen, die ihm seinen baldigen Tod voraussagten. „Jude und Revolutionär“ lautete die Anklage, und hinter dem Schimpfwort „Judäobolschewismus“, verbarg sich der Vorwurf, die Revolution basiere auf einer jüdischen Verschwörung. Die Kugel, die Eisner traf, war die „gewaltsame Inkarnation“ all des antisemitisch motivierten Hasses, der ihm zu Lebzeiten entgegen geschlagen war. Nach seinem Tod versuchte man, das wertschätzende Gedenken an diesen „Politiker der Wahrheit“ zu ersticken. Der Inhalt der Drohbriefe erschreckt auch heute; sie öffnen die Augen erneut für die Erkenntnis, wie nah die tödende Tat dem tödenden Wort ist, ihm folgt.


 Klaus Kreppel: **Jonas Kreppel – glaubenstreu und vaterländisch**. Biographische Skizze über einen österreichisch-jüdischen Schriftsteller, unter Mitwirkung von Evelyn Adunka und Thomas Soxberger, Mandelbaum Verlag, Wien 2017, 307 S. 24,90 Euro. ISBN 978-3-85476-814-2

Die „Skizze“ zeichnet das schriftstellerische Profil des 1874 in Galizien geborenen Jonas Kreppel nach und gibt Einblick in ein halbes Jahrhundert österreichischer Kulturgeschichte. Kreppel war Publizist. Seit 1914 als Pressereferent im Außenministerium und seit 1924 im Bundeskanzleramt tätig, gab er auch die Zeitschrift der Weltorganisation orthodoxer Juden, die *Jüdische Korrespondenz*, heraus. Ein noch nicht völlig vergessener Höhepunkt seiner Publizistik ist das Handbuch „Juden und Judentum von heute“ von 1925. Kreppel verstand das Judentum als religiöse Gemeinschaft, die aus dem biblischen Glauben und durch Festhalten an der Tora ihre Kraft schöpft. Bemerkenswert, dass er Detektivge-


schichten verfasste, chassidische Legenden (und Witze) sammelte. 1938 verhaftet, fristete er die ihm verbleibende Lebenszeit in Dachau und Buchenwald. Auch sein Tod am 21. Juli 1940 markiert das Ende der Kultur, die das Judentum im Habsburgerreich und der österreichischen Republik geprägt hat.

 **Displaced Persons – Vom DP-Lager Föhrenwald nach Frankfurt am Main**, Iris Bergmiller-Fellmeth/Elisabeth Leuschner-Gafa/Initiative 9. November (Hgg.); Vorwort von Dieter Graumann. Brandes & Apsel, Frankfurt a. M. 2019, 201 S. 19,90 Euro. ISBN 978-3-95558-268-5

Über diesen Katalog zur gleichnamigen Ausstellung mit zahlreichen s/w-Photos, die sich der Geschichte jüdischer Familien im Frankfurt der Nachkriegszeit nähert, heißt es: Er gewährt Einblick „in eine bis heute unbekannte Lebenswelt. Die Erinnerungen der Zeitzeugen sind voller Wehmut angesichts der Leiden und Trauer ihrer Angehörigen, gleichzeitig voller Dankbarkeit für deren Liebe und Fürsorge und die weitergegebene Überzeugung, „trotzdem Ja zum Leben sagen“. Viele Kinder von Föhrenwald bilden bis heute eine eng verbundene Gemeinschaft und wissen trotz der Last der Geschichte, ernst und fröhlich zugleich ihre Erinnerungen und Erkenntnisse weiterzugeben.“ Eine sehr persönliche Form erlebter Geschichte.

 **Synagogen in Nordrhein-Westfalen**. Architektur und Erinnerung, werkraum bild und sinn e.V. (Hg.), Berlin 2019, 173 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-00-064071


Hinter werkraum bild und sinn steht ein junger Verein für Kunst und Kultur. Ein Schwerpunkt ist Erinnerungspolitik: Vergessenem oder Unsichtbar-Gemachtem Raum zu geben. Synagogen bildeten einst die sichtbare, dauerhafte jüdische Präsenz. Heute ist nach den Veränderungen von Präsenz und Sichtbarkeit zu fragen, wie es hier Studierende an Bauten konkret zeigen. Ihre Beiträge sind Ergebnis einer kunst-, kultur- und geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung, deren Publikation u. a. von den Landesverbänden der jüdischen Gemeinden in NRW unterstützt wurde. Auf einen Überblick zu Deutschlands Synagogen (1800–2017) folgt die Betrachtung von je vier Synagogen aus drei Zeitabschnitten: Geschichte und Erinnerung: Synagogen vor 1933 (Dortmund, Hagen, Essen, Köln). Leben nach der Schoah: Synagogen nach 1945 (Düsseldorf, Dortmund, Paderborn, Essen) Neue Sichtbarkeit: Synagogen nach 1990 (Bochum, Bielefeld, Duisburg, Herford). Warum aber ist das Buch wenig ästhetisch ansprechend gestaltet?

 Benjamin Nissenbaum & Erhard Roy Wiehn (Hgg.): **Zur neuen Synagoge in Konstanz** im Kontext der jüdischen Stadtgeschichte, Festschrift zur Einweihung am 10. November 2019, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2019, 184 S. 29,80 Euro. ISBN 978-3-86628-655-9
Als die Synagoge 1883 eingeweiht wurde, nahmen an der Feier auch Christen teil, hatte sich doch die jüdische Gemeinde stets für ein gutes Miteinander eingesetzt. Dem setzten die Machtübergabe an die Nationalsozialisten und die Zerstörung der Synagoge das Ende. 81 Jahre später gelang es, eine neue Synagoge zu erbauen. „Möge die neue Synagoge zu einem Ort des Lernens und des Miteinanders werden, der Bürger und Besucher unserer Stadt zur Begegnung einlädt“ – so der alt-neue Wunsch des Gemeindevorsitzenden. Möge er dauerhaft erfüllt werden.


 Erhard Roy Wiehn (Hg.): **Ständig in Angst gelebt**. Else Büchler über ihr Leben als Jüdin während der NS-Zeit in Konstanz 1930-1945, Vorwort von Uwe Brüggemann, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2019, 50 S. 10 Euro. ISBN 978-3-86628-647-4

Interview von 1988 mit der damals 79-jährigen Else B., geb. Cahn – die einzige Jüdin, die dank eigenen Mutes wie dem ihres Mannes, mit dem sie in „privilegierter Mischehe“ lebte, vor der Deportation der Konstanzer jüdischen Bürger und Bürgerinnen am 22. Oktober 1940 bewahrt blieb. Mehrfach drängte man Ludwig B.

sich scheiden zu lassen, wogegen er sich entschieden wehrte. Das Paar und seine 1942 geborene Tochter durchlitt angstvolle Jahre. Nicht wenige Freunde wandten sich ab. „Sogar die Bäume im Stadtgarten haben uns anders angeschaut“. Eine mutige Frau: „manchmal verbittert, wenn man über die ganze Sache nachdenkt.“

 **Mendelssohn Studien**. Beiträge zur neueren deutschen Kulturgeschichte Bd. 21, Roland D. Schmidt-Hensel und Christoph Schulte (Hgg. für die Mendelssohn-Gesellschaft), Wehrhahn Verlag, Hannover 2019, 330 S., Abb., Lesebändchen. 34 Euro. ISBN 978-3-86525-721-5

Dreizehn Beiträge. Erster programmatischer Schwerpunkt: „Menschenbild und Werk“ des Aufklärers. Einleitende Studien sind dem Begriff der „Vollkommenheit“ bei Moses Mendelssohn und der durchgängigen Präsenz Spinozas in seinem Werk gewidmet; geistreich Chr. Schulte zur bekannten Mendelssohn-Büste von Tassaert (1785) und M.s Haltung zum biblischen Bilderverbot in seinem Kommentar (dem 'Biur') zu Exodus 20,4 und 5. Eine unbekannte, handschriftliche Rede des Illuminaten und späteren Mozart-Biographen Friedrich Schlichtegroll zum Tod Mendelssohns 1786 forderte die „bürgerliche Verbesserung“ und Gleichstellung aller Juden. – Der zweite Teil ist mit Nachfahren Mendelssohns befasst, mit Briefen Jacob Ludwig Salomon Bartholdys, Schwager von Moses' Sohn Abraham, an Rahel Varnhagen. Aus der Generation der Enkel ist vertreten der Maler Johannes Veit (Sohn von Dorothea (späterer) Schlegel und Simon Veit; Bruder des weitaus bekannteren Philipp Veit), mit Frau Flora Ries zurückgezogen in Rom lebend, dem Katholizismus aufs engste verbunden. Zu Felix Mendelssohn ein Quellenfund aus seiner einzigen vollendeten Oper „Die Hochzeit des Camacho“. Weiteres zu Handschriften seiner Kompositionen. Zu Felix' Umkreis ist Gottlob S. Rösel zu zählen, Zeichenlehrer im Haus Abraham Mendelssohn Bartholdys – ein „Berliner Original“. Felix' Enkel Albrecht M. B. war, wie Bd. 19 der Studien darlegte, auch Komponist, vor allem aber ein ungemein profilierter liberaler Jurist der Weimarer Republik (gest. 1936 in Oxford). Der Erinnerungen von Edith Mendelssohn Bartholdy geb. Speyer (1882–1969) zweiter Teil (ab ca. 1910) – darin eine schöne Eloge auf Leipzig – beschließt einen weiteren gediegenen Band der wertvollen Reihe.

 Ilse Vogel, **Emanzipation – und dann?** Die Geschichte der jüdischen Familien **Ottenstein** und **Bing** über fünf Generationen, Verlag Ph. C. W. Schmidt, Neustadt an der Aisch 2019, zahlreiche Abb., 369 S. 29 Euro. ISBN 978-3-87707-163-2

Die 200-jährige Geschichte zweier Familien, angeregt durch die Entdeckung des Grabmals für Lehrer und Kantor Simon Ottenstein, 1874 in Bamberg verstorben. Die Spur führt nach Gunzenhausen in Mittelfranken, wo die Ottensteins auf eine Familie namens Bing

Abo-service

Hat sich Ihre Postadresse geändert? Sie wollen das gedruckte Heft neu abonnieren, nicht weiter beziehen oder stattdessen online lesen? Bitte teilen Sie uns Ihre Wünsche mit!

Bestellungen · Abbestellungen
Datenschutz
Tel +49 (0)201-20164434
Mail abo@steinheim-institut.org
www.steinheim-institut.de/abo

Satz und Layout

Harald Lordick · Beata Mache
Postanschrift der Redaktion
Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

IC InterConsult GmbH – Lettershop
Vierteljährlich im Postzeitungsdienst

Kalonymos ist für unsere Leserinnen und Leser kostenlos. Wir sind gerade deshalb dringend auf Ihre Zuwendungen angewiesen! (steuerabzugsfähig)

Spendenkonto

IBAN DE42 3505 0000 0238 000343
BIC DUISDE33XXX
Stadtsparkasse Duisburg

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen

ISSN 1436–1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Dr. Beata Mache
Annette Sommer



Gefördert durch:



aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

stießen. Sie bleiben über Generationen miteinander verknüpft; beider Weg führt schließlich nach Nürnberg. Heute erinnert dort nichts mehr an die Ottensteins – denn Nachkommen leben in Holland, England und Schweden. An Familie Bing hingegen erinnert die Bingstraße in Nürnberg-'Zabo' und die „Binghöhle“ in der Fränkischen Schweiz. Nachkommen emigrierten in die USA und nach Israel. Eine intensiv und extensiv recherchierte, hingebungsvolle Familiengeschichte.

📖 TAQQANOT QEHILOT ŠUM. Die Rechtssatzungen der Jüdischen Gemeinden Mainz, Worms und Speyer im Hohen und Späten Mittelalter. Herausgegeben von Rainer Josef Barzen. Teil 1 (Einleitung) C + 271 S.; Teil 2 (Edition) XII + S. 274 - 691 + S. 692 - 816 in Hebr. (Monumenta Germaniae Historica – Hebräische Texte aus dem mittelalterlichen Deutschland Band 2). Harrassowitz, Wiesbaden 2019. 248 Euro. ISBN 978-3-447-10076-2

Die rheinischen Rechtssatzungen sind bisher nur unzulänglich in ihrer Entstehungsgeschichte erforscht und ganz veröffentlicht worden. Dies Werk ist sowohl philologische und textkritische Arbeit als auch historische Untersuchung. Geklärt wird die Textgestalt der Takkanot des 13. Jhs. Sämtliche überlieferten Fassungen werden wahrgenommen: Neun Textzeugen der Takkanot der Gemeinden Mainz, Worms und Speyer sind synoptisch präsentiert – hebräisch und deutsch. Kalonymos hofft, diesem außerordentlich bedeutenden Werk eine ausführliche Besprechung widmen zu können.

📖 Heiko Bewermeyer: **Warburg Stunde Null. Kriegsende am 31. März 1945**, Bonifatius-Verlag, Paderborn 2019, 159 S. 24,90 Euro. ISBN 978-3-89710-823-3

„Eine ‚Stunde Null‘ hat es nach dem Untergang des ‚Dritten Reichs‘ nicht gegeben, und doch trifft dieser Begriff das Empfinden der Zeitgenossen auf das genaueste“ (Heinrich August Winkler).

Zusammenstellung von Bild- und Textquellen aus und über jene Zeit im ostwestfälischen W. mit Biographien u. a. des NS-Bürgermeisters und seines Gegners, Pfarrer Wilh. Kramer. Einige Aussagen von Opfern des Regimes und Zeitzeugen zur Verfolgung der jüdischen BürgerInnen Warburgs.

📖 Menashe Unger: **Die Rabbis von Pschis'che und Kotzk. Spirituelle Meister des Chassidismus** an der Schwelle zur Moderne. Roman. Aus dem Jiddischen von Daniel Wartenberg (Hebräische Literatur im Dialog 3) LIT Verlag, Berlin 2019, 295 S. 39,90 Euro. ISBN 978-3-643-14421-8

Einer der bedeutenderen Vertreter neo-chassidischer Erzählkunst war Menashe Unger (1899–1969), dessen Roman von 1949 zu zwei höchst unterschiedlichen chassidischen „Höfen“, hier erstmals deutsch vorliegt. Mit Ungers Erzählen entstand eine neue Gattung jiddischer Literatur, die sich von traditioneller Torafrommigkeit abkehrt. Unger entstammte einer chassidischen

Familie und ließ eigenes Erleben einfließen. Sein Thema ist die fiktiv angereicherte „Geschichte“ des legendären Kotzker Rebben Menachem Mendel (1787–1859), so charismatisch wie streitbar und bleibend umstritten. Der Zaddik lebte als Einsiedler und gilt dank scharfsinnig rätselhafter Aussprüche als radikaler Individualist. Abraham Joshua Heschel hat ihn außerhalb der chassidischen Welt bekannt gemacht. Ungers Roman der Auseinandersetzung von „Przycha-Pschis'che“ und „Kotzk“ ist auch dank der ab und an aufscheinenden nostalgisch-leisen Ironie heute noch lesbar, wenn gleich eher nur für intensiv am (Neo-)Chassidismus Interessierte. Sein didaktisch beflissener junger Übersetzer sollte künftig das zwar oft kräftige, aber auch allzu wortreich beschreibende Jiddisch in ein kräftig heutiges, d.h. in ein weniger betuliches, in quickeres, knapperes Deutsch übertragen.

📖 Delphine Horvilleur: **Überlegungen zur Frage des Antisemitismus**. Aus dem Französischen von Nicola Denis, Berlin 2020, Hanser Berlin im Hanser Verlag München, 141 S. 18 Euro, ISBN 978-3-446-26596-7

Keinerlei Abschwächung des Judenhasses heute, im Gegenteil. Ziemlich hilflos der Mangel an praktischem Entgegenwirken. Kein Mangel jedoch an guten Büchern dazu. Hier nun originelle Essays einer liberalen Rabbinerin, die mithilfe altrabbinischer Anstöße und Vorlagen aus Talmud und Midrasch der Antisemitismusfrage („la question antisémite“ – Gegenstück zu „la question juive“, einst „Judenfrage“) espritzig und recht anspruchsvoll, beizukommen sucht: „Überlegungen“. Sie bietet nicht nur eine Antwort, sondern: „Antisemitismus als Familienrivalität“; „als Zivilisationskampf“; als „Krieg der Geschlechter“ (Die Buchrückseite empfiehlt, wie kaum anders zu erwarten: „Eine feministische Perspektive auf Antisemitismus“); „A. als Wahlkampf“. Und so beendet die Autorin, nach ein, zwei Zitaten von J. Derrida, ihren Überblick:

„Wenn man zu wissen glaubt, was Jüdischsein bedeutet... , kann man sicher sein, dass es schon nicht mehr existiert, ja, dass es nie existiert hat.“ (Soweit Derrida) Endlich sind wir so weit. Darauf mag der Antisemit ungeduldig gewartet haben, falls er dieses Buch wirklich bis zur letzten Seite gelesen hat. Wie lässt sich mit dem Juden aufräumen? Hier also die gute Neuigkeit: Es gibt tatsächlich ein Mittel, ihn verschwinden zu lassen. Man muss dem Juden nur einreden, dass er genau weiß, worin sein Jüdischsein besteht! Dann ist es ein für alle Mal vorbei mit ihm. Bis dahin, fürchte ich, muss der Antisemit sich mit ihm arrangieren.“ (S. 132f.)

Der Antisemit – bitte, da mag am Singular etwas dran sein. Der Jude? Was, wenn du über den Singular hinausdenkst oder im Singular liest: „...eine liberale französische Rabbinerin“? Braucht sie, braucht jemand das antisemitische Eingerede zu lassen, dass sie/er wisse, woraus ihr/sein Judesein bestehe? Haben

doch Antisemit*Innen seit eh und je allen Menschen, und nicht zuletzt Juden, einzureden gesucht, was Juden, nein, was DER/der Jude, stets war, ist und stets sein wird? Das ist ihnen mörderisch gelungen. Das gelingt ihnen, so hofft man, heute weniger als je zuvor, dank der Jüdinnen und Juden heute, die sich ihres je und je eignen Judeseins versichern oder auch nicht versichern, und dank all derer, die sich gegenseitig den Inhalt ihres Judeseins streitig machen. Ach nein, auch das weiß doch „der Antisemit“ zu nutzen, um sich als Nicht-Antisemit zu erfahren und zu präsentieren. Aktuell ließe sich ein prominentes Beispiel zitieren, ein Kenner von Buber, Cohen, Rosenzweig und Levinas, dem zugleich „Auge um Auge“, „Blut“, als die jüdischen Charakteristika in die Feder fließen – einer von vielen Christen oder Post-Christen, die sich niemals fragen werden, was denn eigentlich die Juden aus dem „Auge um Auge“ ihrer Bibel seither gemacht und entwickelt haben. Wie einst Rudolf Augstein in der Untersuchungshaft bei seiner ersten „unvoreingenommenen Lektüre“, so fällt heute einem Wolfgang Philipp (FAZ) beim Anhören der Luther-Bibel-CDs nur das Eine zum Alten Testament ein: Gewalt, Gewalt! Nichts Neues also, und warum sollte gerade Achille Mbembe es anders sehen, hilft es doch dem Hass auf Israel en passant ein

wenig auf. Auch wenn es Antisemiten heute nicht mehr ganz so leicht mit dem Einreden haben sollten, so finden sie dafür mehr und mehr praktizierende Verschwörungstheoretiker, die den langerprobten Judenhass jetzt gern Huckepack nehmen; der wiegt leicht, kostet nichts extra, aber krönt die Kompetenz.

Kurzum: Horvilleur gibt zur „Frage des Antisemitismus“ befragenswerte wie auch fragwürdige Überlegungen, und ein fast tröstliches Gefühl dem ratlosen Nicht-Antisemiten noch dazu. Sie regt Nachdenken an und Gegendanken auch – kein(e) Einreden!

Dies noch: Zu kritisieren ist, dass der Umgang mit den jüdischen Quellen, pardon, etwas salopp ist; man könnte sie nicht bei allen Beispielen selber finden, zu ungenau ist das Original. Und warum sollte die flüssige Übersetzung auch wissen, wie den französischen Umgang mit dem zitierten Hebräisch in für deutsches Lesen und Aussprechen verständlich zu wandeln. Kann sich ein Großverlag kein helfendes Auge ausgucken? Ist das in München und in Berlin ein Problem? Dem Haus Hanser hat das bitte wichtig und ebenso selbstverständlich zu sein wie korrekte Übersetzungen und exakte Stellenverweise für all die Derrida, Lacan, Levinas, Sartre, an deren Zitaten es dem Büchlein nicht mangelt.

mb

Sieben jüdische Friedhöfe aus dem Kreis Heinsberg in die epigraphische Datenbank des Steinheim-Instituts aufgenommen

Johannes Maximilian Nießen

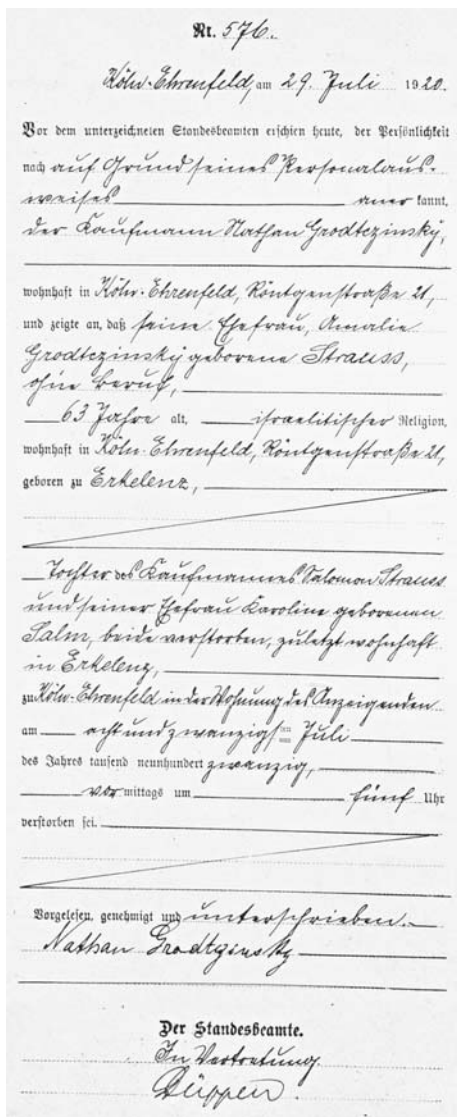
Nach der Aufnahme der jüdischen Friedhöfe in Titz-Müntz durch Anna Martin (2019)¹ ist die epigraphische Datenbank *epidat* des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts (Essen) mit der Aufnahme der jüdischen Friedhöfe im Kreis Heinsberg (Rheinl.) nunmehr um sieben Textkorpora reicher. Nicht zuletzt geographisch schließt sich mit der Erfassung der Friedhöfe in Erkelenz, Gangelt, Geilenkirchen, Heinsberg, Randerath, Schwanenberg-Lentholt und Wassenberg so eine seit langem bestehende Lücke.

Nach einer 2011 vorgenommenen Erstorientierung über Zustand und Bestand jener Friedhöfe waren die rund 220 Grabsteine² mit ihren Inschriften in den Jahren 2014 bis 2019 ehrenamtlich dokumentiert worden. Ein Treffen mit Nathanja Hüttenmeister im Frühjahr 2018 zeugte von dem spür-

baren Interesse der epigraphischen Abteilung des Steinheim-Instituts an der Aufnahme dieser Dokumentation in die epigraphische Datenbank *epidat*. Auch der Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Nordrhein begrüßte diese Initiative. Wegen der damit verbundenen Kosten wurde ein entsprechender Antrag samt Kostenvoranschlag formuliert. Auf Vermittlung des Dominikanerpaters Johannes Zabel OP war mit der Geschwister-Zabel-Stiftung³ erfreulicherweise bereits im Sommer 2018 ein großzügiger Sponsor für das Editionsprojekt gefunden.

Von Herbst 2018 bis Frühjahr 2019 wurden sodann vorhandene Transkriptionen der Inschriften korrigiert und deren Übersetzungen den Standards von *epidat* angepasst, letzte unleserliche Inschriften zum Teil auch mit Hilfe neuer Fotos erfasst und





entziffert, verfügbare Quellen und Sekundärliteratur sowie Informationen zu einzelnen Bestatteten recherchiert und zusammen mit kurzen Beschreibungen der Friedhöfe von Anna Martin in *epidat* eingepflegt. Hinzu kam, dass alle Grabsteine – mit Ausnahme derer von Geilenkirchen und Randerath – neu nummeriert bzw. mit einer Nummer versehen werden mussten. Wegen neuer Erkenntnisse oder auf Vandalismus zurückzuführender Veränderungen waren auch vorhandene Lagepläne der Friedhöfe überarbeitungsbedürftig. Allerdings konnte sich die Dokumentation nicht nur bei der Heranziehung von Kartenmaterial und Belegungslisten auf eine äußerst sorgfältige Vorarbeit stützen: Ohne die Leistungen von Karl-Heinz Nieren (Gei-

lenkirchen),⁴ Dieter Peters (Friedhofsbeauftragter des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Nordrhein),⁵ Hubert Rütten (Erkelenz),⁶ Klaus H.S. Schulte (gest. 2001, Köln) und Hermann Wasen (gest. 1993, Geilenkirchen)⁷ wäre die vollständige Dokumentation der Friedhöfe im Kreis Heinsberg wohl kaum möglich gewesen.

Keiner der Friedhöfe war im Dritten Reich und zum Teil auch später noch von Verwüstungen verschont geblieben. Die Schändung der jüdischen Friedhöfe in Gangelt und Geilenkirchen in jüngster Vergangenheit zeigt auf leider drastische Weise, wie dringlich und notwendig sich deren Dokumentation in der Rückschau gestaltet.⁸ Die erhaltenen, daterbaren Inschriften der sieben Friedhöfe umfassen den Zeitraum 1704 bis 1999. Der älteste Grabstein unter der Inventarnummer „hei-8“, eine schlichte, hochformatige Stele aus grauem Stein mit Rundbogenabschluss, erinnert an Awraham ben Jehonatan Falk (gest. 02.03.1704) und stellt somit wahrscheinlich eine Umbettung vom alten Heinsberger Friedhof dar⁹ (Abb. S. 14, Inschrift S. 16.).

Mit Amalia bzw. Amalie Grodztzinski, geb. Strauss (16.06.1857 bis 28.07.1920) birgt der jüdische Friedhof in Erkelenz sogar indirekt eine Lokalberühmtheit (Abb. links): Denn bei der Verstorbenen handelt sich um die Mutter der Schauspielerin Theodora „Thea“ Grodztzinski (1893 bis 1978), die unter dem Künstlernamen Thea Grodyn beruflich tätig und mit dem Schauspieler Paul Henckels (1885 bis 1967) verheiratet war (Abb. oben rechts). Paul Henckels ist u.a. durch seine Rolle als schrulliger Professor Bömmel aus dem Film „Die Feuerzangenbowle“ (Regie: Helmut Ludwig Johann-Georg Weiss, 1944) bekannt. Amalie Grodztzinskis Grabmal ist unter der Nummer „erk-4“ als flacher Pultstein aus grauem Kunststein mit Sockel sowie erhabenem Schriftfeld inventarisiert. Seine in Versalien gehaltene, ausschließlich deutsche Inschrift ist stark verwittert¹⁰ (Abb. rechts).

*Hier ruht in Frieden
nach einem Leben treuer Pflichterfüllung
meine liebe Frau, unsere treusorgende Mutter
Frau N. Grodztzinski
Amalie geb. Strauss
geb. 16.6.1857
gest. 28.7.1920
Du bist nicht tot, du bist nur fern,
tot ist nur, wer vergessen wird.*



Thea Grodyn und Paul Henckels
Werbung für *Schneider Wibbel*



פה	Hier
נטמן איש חשוב האלוף	ist geborgen ein bedeutender Mann, der Vornehme
והקצין כמר אברהם בר יהונתן	und der Einflußreiche, der geehrte Herr Awraham, Sohn des Jehonatan
פלק ז"ל מגיילן ק[יר]כן : יצא נשמתו	Falk, sein Andenken sei zum Segen, aus Geilenkirchen. Es ging aus seine Seele
[ב]יום א' כ"ו אדר ראשון תס"ד לפ"ק	⁵ am Tag 1, 26. des ersten Adar 464 nach kleiner Zeitrechnung
ונקבר פה :	und er wurde begraben hier
הענשברג	in Heinsberg
תנצב"ה	Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens

Anmerkungen

1. Vgl. Martin, Anna: Digitale Edition – Jüdischer Friedhof Titz-Müntz (1819-1929 / 26 Einträge), 2019, URL: <http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?id=mtz>.
2. Die Anzahl hängt davon ab, ob man Gedenksteine, Doppelgräber, separat aufgestellte Grabsteinelemente sowie Fragmente in der Zählung mitberücksichtigt. Auf dem jüdischen Friedhof in Schwanenberg-Lentholt sind leider keine Grabsteine mehr erhalten – ein Gedenkstein sowie Gedenktafeln weisen auf die ursprüngliche Bestimmung hin.
3. Vgl. <https://www.zabel-stiftung.de/index.php?id=2> (Abrufdatum: 09.01.2020).
4. Vgl. etwa Nieren, Karl-Heinz (Bearb.): Sterbefälle. Jüdische Bürger in Geilenkirchen. 1840–1937, Typoskript Geilenkirchen: o. J., o. S. sowie Nieren, Karl-Heinz (Bearb.): Sterbefälle. Jüdische Bürger in Geilenkirchen 1876–1933 (Auszug), Typoskript Geilenkirchen: o.J., o.S.
5. Vgl. etwa Peters, Dieter: Land zwischen Rhein und Maas.



Bildnachweis

S. 15 links: Sterbeurkunde Amalie Grodztzinski, Landesarchiv NRW, Abt. Rheinland, Personenstandsregister, Standesamt Ehrenfeld, Sterbefälle, 1920, Bd. 1, S. 583 - R PSR 15938001 0583, 1920
 S. 15 o.r.: [https://en.wikipedia.org/wiki/File:Wibbel_the_Tailor_\(1931_film\).jpg](https://en.wikipedia.org/wiki/File:Wibbel_the_Tailor_(1931_film).jpg)
 Weitere Fotos: J.M. Nießen

- Land tussen Rijn en Maas. Genealogische Daten von jüdischen Friedhöfen in der ehemaligen Rheinprovinz und der niederländischen Provinz Limburg, Kleve Eigenverlag MOSAIK-Archiv 1993 sowie Peters, Dieter: Die jüdischen Friedhöfe in Randerath, Typoskript Aachen 1997.
6. Vgl. etwa Rütten, Hubert: Lebensspuren – Spurensuche. Jüdisches Leben im ehemaligen Landkreis Erkelenz (Schriften des Heimatvereins der Erkelenzer Lande e.V. 22), Erkelenz: Eigenverlag 2008.
 7. Vgl. die umfangreiche „Sammlung Wassen“ im Stadtarchiv Geilenkirchen sowie den Aufsatz Wassen, Hermann: „Der siebenarmige Leuchter, Geschichte der Geilenkirchener Juden“, in: Heimatkalendar des Kreises Heinsberg, Heinsberg 1985, 163–178.
 8. Vgl. die entsprechende Berichterstattung bei Deutz, Wolfgang: „Gangel: Jüdischer Friedhof verwüstet“, in: WDR Studios NRW vom 17.07.2019 (WDR Online), <https://www1.wdr.de/nachrichten/rheinland/juedischer-friedhof-gangel-100.html> (Abrufdatum: 09.01.2020), Eckert, Marie: „Kaputte Gräber in Gangel, aber die Erinnerung lebt“, in: Aachener Nachrichten vom 17.07.2019, https://www.aachener-nachrichten.de/lokales/geilenkirchen/kaputte-graerber-in-gangel-aber-die-erinnerung-lebt-aid-44141069?utm_source=twitter^&utm_medium=instantmessage^&fbclid=IwAR1k6Pv0n8qYJXS1nYtlse-jULVCdg6n1-XTn6qsG4ACEu2AAoCD28HGY (Abrufdatum: 09.01.2020) sowie stellvertretend für die umfangreiche Berichterstattung über den Vorfall in Geilenkirchen Polizei Aachen: „Grabsteine auf jüdischem Friedhof beschädigt - Zwei Männer festgenommen“, in: Presseportal Polizei Aachen vom 30.12.2019, <https://www.presseportal.de/blaulicht/pm/11559/4480547> (Abrufdatum 09.01.2020).
 9. <http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?id=hei-8&lang=de>, in: Nießen, Johannes Maximilian / Martin, Anna (Bearb.): Digitale Edition – Jüdischer Friedhof Heinsberg (1704-1938 / 13 Einträge), 2019, URL: <http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?id=hei> (Abrufdatum: 09.01.2020).
 10. <http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?id=erk-4>, in: Nießen, Johannes Maximilian / Martin, Anna (Bearb.): Digitale Edition – Jüdischer Friedhof Erkelenz (1915-1999 / 32 Einträge), 2019, URL: <http://www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?id=erk> (Abrufdatum: 09.01.2020).

Unser Autor Johannes Maximilian Nießen, M.Ed., Aachen, ist Studienrat und Lehrbeauftragter im Hochschulbereich. Er ist stellvertretender Vorsitzender des Landesverbands NRW des Deutschen Altphilologenverbands sowie des Vereins zur Förderung der Alten Sprachen in den Schulen e.V.